

Warum Afrika dank Entwicklungshilfe im Elend verharrt

Von Thilo Thielke, Nairobi

Der G-8-Gipfel bringt Afrika ein neues 60-Milliarden-Programm zur Krankheitsbekämpfung. Doch das Geld schadet mehr, als dass es hilft. Rocksänger und Politiker sollten sich lieber auf Musik und Ausschussarbeit konzentrieren, statt Afrika mit ihrer schrecklichen Philanthropie heimzusuchen.

Nairobi - Nach einem Gipfel wie diesem in Heiligendamm wird nachher viel darüber diskutiert, was er gebracht hat. Ob Afrika genug Geld versprochen worden ist, und ob die Zusagen vom letzten Treffen auch tatsächlich eingehalten wurden. Sind es 50 Milliarden oder 60? Wurde davon die Hälfte schon bezahlt oder ein Drittel. Ähnlich belangloses Zeug. Es trifft nicht den Kern, und darum wollen wir mit der Erbsenzählerei hier auch gar nicht erst beginnen.



AFP

Dürre in Simbabwe (Archivbild): Ginge es Afrika ohne Entwicklungshilfe besser?

Dass die Hilfe für Afrika erhöht, gerne auch verdoppelt werden müsse, um den Kontinent aus dem Schlamassel zu helfen, ist eine seit ungefähr 30 Jahren oft geäußerte These. Und tatsächlich stieg die Entwicklungshilfe ständig. Sagenhafte 2,3 Billionen Dollar, schätzt der Weltbankökonom William Easterly sind seit den sechziger Jahren geflossen, überwiegend nach Afrika. Gebracht hat das alles herzlich wenig. Sonst würden Jeffrey Sachs, Bono oder Heidemarie Wieczorek-Zeul nicht ständig noch mehr Geld verlangen.

Was eines der unzähligen Paradoxe darstellt: Obwohl die Hilfe ganz offensichtlich nicht viel eingebracht hat, soll sie permanent erhöht werden. Ob das Geld nun offiziell für Suppenküchen oder die Krankheitsbekämpfung gedacht ist, spielt keine Rolle. Der Hunger ist auf diese Art und Weise bisher so wenig beseitigt worden wie die Malaria, die man, nur so am Rande, andernorts sehr effektiv mit DDT bekämpft hat, was man bei den Afrikanern aber nicht so gerne sehen möchte.

Interessant ist die Frage, *wie* Afrika geholfen werden kann. Und da scheint es so zu sein, als habe niemand bisher einen passenden Weg gefunden. Botswana vielleicht, ein Land, das nur etwas mehr Einwohner zählt als die Hansestadt Hamburg. Oder Mauritius, eine Insel für Luxustourismus. Aber das zählt nicht. Wenn man beginnt, diese Ausnahmen zu lobenswerten und hoffnungsvollen Prototypen zu stilisieren, macht man sich selbst und die ja wirklich leidenden Afrikaner restlos lächerlich.

Denn der Rest des Kontinents verharrt. Und das auf erschreckendem Niveau.

Die meisten Kriege, die am schlimmsten wütenden Krankheiten, die wildwuchernde Korruption. Kaum eine Schreckenstabelle, in der es die Afrikaner nicht zu traurigen Rekorden bringen würden. Wo sagenhafte Bodenschatzreserven und günstiges Klima (Kongo, Nigeria, Sierra Leone) ein angenehmes Leben und Wohlstand für alle hätten bringen können, toben oder tobten verheerende Kriege und bereichern sich Kleptokraten auf geradezu unverschämte Weise. Ganz zu schweigen von Ländern wie Simbabwe, die einmal eine wahre Kornkammer gewesen sind, und wo jetzt starrsinnige Diktatoren alles in Grund und Boden wirtschaften.

Hilfe kann lethargisch machen

Dies alles, obwohl die Geldhähne des Westens stets weit geöffnet waren und manche Länder geradezu mit Entwicklungshilfe fluteten. Oder vielleicht gerade deswegen. Der Verdacht liegt nahe. Nahezu alle ehemaligen

Drittweltländer, denen es heute besser geht, haben es ohne oder nur mit wenig fremder Hilfe geschafft (Singapur, China, Thailand). Die am meisten bekamen hingegen, denen geht es heute am schlechtesten.

Unlogisch ist das nicht. Hilfe kann lethargisch machen. Hilfe fließt in Systeme, die jetzt schon nicht funktionieren und dringend reformbedürftig sind. Von Hilfe profitieren hauptsächlich die Schurken, die jetzt schon für das größte Elend die Verantwortung tragen. Entwicklungshilfe sei die Umverteilung des Gelds der Armen aus den reichen Ländern an die Reichen aus dem armen Ländern, sagte der hungaro-britische Ökonom Lord Peter Bauer, und hatte recht.

Lang ist die Liste der Afrikaner, die deshalb fordern, den Unsinn zu beenden. Sie reicht vom nigerianischen Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka, zum ugandischen Journalisten Andrew Mwenda oder dem kenianischen Wirtschaftsfachmann James Shikwati. Ihre These lautet im Kern: Ohne Hilfe müssten sich unsere Bonzen um andere Geldquellen bemühen. Sie müssten Handel betreiben und Steuern einnehmen. Sie müssten ihre Regimes reformieren, womöglich demokratisieren, weil Diktatur und Stamokap mit erfolgreicher Marktwirtschaft nicht vereinbar sind. Nirgendwo, nicht nur in Afrika.

2. Teil: Von vagen Schuldgefühlen und unangenehmen Wahrheiten -warum es Afrika wirklich schlecht geht.

Entwicklungshilfe, das ist die Erkenntnis, manifestiert nur die schlechten Zustände. Und diese Zustände wollen wir ja ändern, nicht wahr? Wir wollen den Menschen helfen. Und uns nicht in erster Linie produzieren. Das wäre schäbig. Also sollten sich die Schlagersänger und Politiker wieder auf ihr Kerngeschäft (Musik und Ausschüsse) konzentrieren und Afrika nicht länger mit ihrer schrecklichen Philanthropie heimsuchen. Sie bringt nicht nur nichts, sie ist sogar schädlich.

Aber wir dürfen Afrika doch nicht vergessen!, werden da all die Mitfühlenden klagen. Afrika vergessen? Haben wir das denn jemals getan? Der Mythos, Afrika sei ein vergessener Kontinent ist unausrottbar. Auch wenn die Phrase hohl ist, wie schon 1993 der Politikwissenschaftler Siegfried Kohlhammer ("Auf Kosten der Dritten Welt") eindrucksvoll belegt hat. Die Behauptung, schreibt Kohlhammer, "die Mehrzahl der Menschen in den Industrieländern verschlossen ihre Augen vor dem Elend der Dritten Welt, ist bestenfalls eine gedankenlose Floskel".

Wer erinnert sich nicht an die Bilder aus Biafra, Äthiopien oder Somalia? An Spendengalas, Live-Aid-Konzerte oder Bob Geldofs larmoyante Auftritte neben Polit- und Showgrößen? An die Lebensberichte von Kindersoldaten (Sierra Leone) und möglichen Kindersoldatinnen (Eritrea)? An das Elend der weißen Massai, die es nicht nur monate- oder jahrelang in die Bestsellerlisten geschafft hat, und deren Schicksal als Film mittlerweile auch die Kinocharts stürmte? Wer hat nicht alles Blood Diamonds gesehen oder unsägliche ZDF-Schnulzen mit Iris Berben? Tierdramen. Daktari. Madonna in Malawi und George Clooney in Darfur und Katja Riemann im Kongo. Und immer wieder Henning Mankell und immer wieder Karlheinz Böhm.

Nutzlose Schmierkomödie

Die Liste ist nicht lang, sie ist endlos. Es existiert längst ein nur schwer zu ertragender Elendstourismus hinein ins Herz der Finsternis. Afrikaner halten die damit einhergehende Attitude für ziemlich kolonialistisch. Aber das ist ein ästhetisches Problem.

Das wahre Problem ist: Diese ganze Schmierkomödie ist völlig nutzlos. Sie nährt sich aus einem vagen Schuldgefühl gegenüber der Dritten Welt. Die absurde Grundannahme dafür ist: Uns geht es gut, weil es euch schlecht geht. Dabei ist das der pure Nonsense. Der Ersten Welt geht es gut, weil sie eine freie Marktwirtschaft betreibt, deren politische Grundlage eine funktionierende Demokratie bildet. Ausnahmen bestätigen allenfalls die Regel, und auch China wird erst beweisen müssen, ob sein Sonderweg langfristig funktioniert.

Die afrikanischen Länder sind die korruptesten und undemokratischsten Länder der Erde. Einträgliche Geschäfte, wie Bergbau oder Telefongesellschaften, sind verstaatlicht, Grund und Boden nur selten privatisiert. *Darum* sind die Afrikaner arm. Und die Entwicklungshilfe hilft, dass das so bleibt. Sie ist im Kern eine Planwirtschaft, wenn auch eine chaotische. Das ist tragisch für Afrika, aber lohnenswert für die Entwicklungshilfe. Ihre Geschäftsgrundlage bleibt so nämlich erhalten: das Elend in Afrika.

Viele spannende Geschichten über Afrika finden Sie in dem SPIEGEL SPECIAL GESCHICHTE "Afrika - Das umkämpfte Paradies".

Marktwirtschaft nicht vereinbar sind. Nirgendwo, nicht nur in Afrika. Entwicklungshilfe, das ist die Erkenntnis, manifestiert nur die schlechten Zustände. Und diese Zustände wollen wir ja ändern, nicht wahr? und den Menschen helfen. Und uns nicht in erster Linie produzieren. Das wäre schäbig. Also sollten sich die Schlagersänger und Politiker wieder auf ihr Kerngeschäft (Musik und Ausschüsse) konzentrieren und Afrika nicht länger mit ihrer schrecklichen Philanthropie heimsuchen. Sie bringt nicht nur nichts, sie ist sogar schädlich.

Aber wir dürfen Afrika doch nicht vergessen!, werden da all die Mitfühlenden klagen. Afrika vergessen? Haben wir das denn jemals getan? Der Mythos, Afrika sei ein vergessener Kontinent ist unausrottbar. Auch wenn die Phrase hohl ist, wie schon 1993 der Politikwissenschaftler Siegfried Kohlhammer („Auf Kosten der Dritten Welt?“) eindrucksvoll belegt hat. Die Behauptung, schreibt Kohlhammer, „die Mehrzahl der Menschen in den Industrieländern verschlossen ihre Augen vor dem Elend der Dritten Welt, ist bestenfalls eine gedankenlose Floskel“. Wer erinnert sich nicht an die Bilder aus Biafra, Äthiopien oder Somalia? An Spendengalas, Live-Aid-Konzerte oder Bob Geldof larmoyante Auftritte neben Polit- und Showgrößen? An die Lebensberichte von Kindersoldaten (Sierra Leone) und vermeintlichen Kindersoldatinnen (Eritrea)? An das Elend der weißen Massai, die es nicht nur monate- oder jahrelang in die Bestsellerlisten geschafft hat, und deren Schicksal als Film mittlerweile auch die Kinocharts stürmte? Wer hat nicht alles Blood Diamonds gesehen oder unsägliche ZDF-Schnulzen mit Iris Berben? Tierdramen. Daktari. Madonna in Malawi und George Clooney in Darfur und Katja Riemann im Kongo und Wolfgang Niedecken in Uganda und Campino in Somalia. Und immer wieder Henning Mankell und immer wieder Karlheinz Böhm. Die Liste ist nicht lang, sie ist endlos. Es existiert längst ein nur schwer zu ertragender Elendstourismus hinein ins Herz der Finsternis. Aber das ist ein ästhetisches Problem.

Das wahre Problem ist: Diese ganze Schmierkomödie ist völlig nutzlos. Sie nährt sich aus einem vagen Schuldgefühl gegenüber der Dritten Welt. Die absurde Grundannahme dafür ist: Uns geht es gut, weil es euch schlecht geht. Dabei ist das der pure Nonsense. Der Ersten Welt geht es gut, weil sie eine freie Marktwirtschaft betreibt, deren politische Grundlage eine funktionierende Demokratie bildet. Ausnahmen bestätigen allenfalls die Regel, und auch China wird erst beweisen müssen, ob sein Sonderweg langfristig funktioniert.

Die afrikanischen Länder sind die korruptesten und undemokratischsten Länder der Erde. Einträgliche Geschäfte sind verstaatlicht (Bergbau oder Telefongesellschaften), Grund und Boden nur selten privatisiert. Darum sind die Afrikaner arm. Und die Entwicklungshilfe hilft, daß das so bleibt. Sie ist ihrem Wesen nach eine Planwirtschaft, wenn auch eine chaotische. Das ist tragisch für Afrika, aber lohnenswert für die Entwicklungshilfe. Ihre Geschäftsgrundlage bleibt so nämlich erhalten: das Elend in Afrika.

Dies ist der Text eines Kommentars gewesen, den ich für die Internetseite des Spiegels, Spiegel Online, kürzlich geschrieben habe. Die Reaktionen waren interessant. Viele Menschen meldeten sich. Teils waren sie sehr kritisch. Teils zustimmend. Die meisten, die mit meinen Thesen übereinstimmten, leben in Afrika oder haben hier gelebt. Ich hätte ihnen aus dem Herzen gesprochen, schrieben Leser aus Südafrika, Kamerun und Cote d'Ivoire. Entwicklungshelfer aus Nairobi meldeten sich, und wollten mal mit mir einen Kaffee trinken, ich dürfe nur ihren Namen nicht nennen.

Und die aus Deutschland? Die fanden das polemisch, hatten den Eindruck, daß Schuldenfalle und Kolonialismus nicht genügend gewürdigt worden seien und meinten, ich sei ein Zyniker.

Ach, Gott.

Ist es etwa zynisch, wenn man fordert, etwas zu beenden, das dem Kontinent nur schadet? Wenn ich merke, daß die Medizin nicht wirkt, sondern den Gesundheitszustand des Patienten verschlechtert, setze ich die Therapie ab, statt die Dosis zu erhöhen. Anders bei der Entwicklungshilfe. Die Zyniker sind deshalb diejenigen, die nicht bereit sind, eigen Fehler schonungslos einzugestehen und Verhaltensweisen zu ändern. Das alles auf Kosten der Dritten Welt, und das alles nur, um seinen vermeintlichen Altruismus zur Schau zu stellen. (Dabei sind es natürlich hauptsächlich Steuergelder, die da verballert werden.).

„Die Philanthropen haben jeden Sinn für Humanität verloren“, klagte schon Oscar Wilde. Das war Ende des 19. Jahrhunderts.

„Laßt uns unsere eigenen Wege gehen“, war eine Forderung der antikolonialen Befreiungsbewegung: „Haltet euch raus!“ Daß afrikanische Führer angesichts der herübergereichten Milliarden irgendwann plötzlich nichts mehr vom alten Schlachtruf wissen wollten, ist nur allzu menschlich, hat aber mehr mit Eigeninteresse und Gier zu tun, als mit dem innigen Bedürfnis, das eigene Land voran zu bringen.

Ach ja, der Kolonialismus. Vielleicht ist es eine bittere Erkenntnis. Aber zur Ehrlichkeit gehört auch die Einsicht, daß es zur Zeit des Kolonialismus Wachstum in den afrikanischen Ländern gab. Wenn auch ein langsames. Während es seitdem eigentlich stetig bergab geht. Das Pro-Kopf-Einkommen ist heute so niedrig wie noch nie. Das soll natürlich kein Plädoyer für eine Wiederholung scheußlicher Fehler der Vergangenheit sein, aber man wird es wissen dürfen.

Und auch das Klagelied mit der Schuldenfalle wird langsam öd. Schulden und Wachstum schließen sich nicht aus. Nicht nur die Industriestaaten, auch die asiatischen Tiger sind ein Beleg dafür. Sie waren lange Zeit hochverschuldet und hatten keine Bodenschätze und waren teils maßlos überbevölkert. Sie haben nur die Kredite sinnvoll verwendet, nämlich zum Aufbau einer Industrie und zur Produktionssteigerung und nicht konsumtiv, wie die meisten afrikanischen Länder, die es zudem gar nicht so schlecht trifft, da ihnen ja die Schulden bekanntlicherweise regelmäßig erlassen werden.

Und ein Wort zur angeblichen Ausbeutung der Dritten Welt. Ein Blick auf das Handelsvolumen mit Afrika zeigt, wie unsinnig diese Behauptung ist. Afrikas Anteil am Welthandel beträgt rund ein Prozent. Gäbe es Afrika nicht, es würde den Industriestaaten gar nicht auffallen. Aber mit dem Handel verhält es sich ja so. Treiben wir mit Afrika Handel, beuten wir die armen Menschen aus, und das ist gemein. Treiben wir keinen Handel mit Afrika, ignorieren wir die armen Menschen und das ist gemein. Wie man es macht, macht es schließlich falsch.

Und so ist das auch mit den Krediten. Gewähren wir sie, machen wir Afrika in den Augen der Drittweltaktivisten abhängig. Gewährend wir sie nicht, machen wir Afrika auch abhängig. Man kann darüber lachen, so absurd ist das. Doch das ist gar nicht so lustig. Für Afrika zumindest nicht.

Ein für allemal: Es geht eben nicht erster Linie um die vermeintlich gerechte Verteilung der Reichtümer der Welt. Es geht um die Produktion dieser Reichtümer. Das ist Afrikas Problem. Natürlich verfügt die Erste Welt über ein größeres Stück vom Kuchen. Aber sie hat dieses Stück auch gebacken. Mit Ungerechtigkeit hat das letzten Endes herzlich wenig zu tun. Der Reichtum der Welt ist nicht statisch. Er muß erwirtschaftet werden. Auch von Afrika.

Schauen wir uns um. Betrachten wir Ostafrika. Werfen wir einen Blick auf die „Apocalypse Cow“

Der Oasis-Club in Loyangalani hat schon bessere Zeiten gesehen. Noch bis in die späten achtziger Jahre landeten Wasserflugzeuge auf dem Turkana-See im kargen Norden Kenias und karrten exzentrische amerikanische Millionäre aus Kairo herüber; Mick Jagger und David Bowie tranken mit dem somalischen Supermodel Iman doppelte Gin and Tonics, und der amerikanische Starfotograf Peter Beard, der den See übrigens schon 1973 in seinem phantastischen Bildband „Eyelids of Morning“ gewürdigt hatte, hing koksend mit irgendwelchen halbnackten Models am Swimming Pool herum. Serviert wurde Buntbarschfilet, dazu floß Dom Perignon in Strömen.

Doch seit dem Golfkrieg von 1991, als die US Army zum ersten Mal gegen den Irak zu Felde zog, wagen sich amerikanische Touristen nicht mehr in die Region. Die Länder am Horn von Afrika, Ostafrika – das alles wurde ihnen zu gefährlich. Irgendwann blieben die Wasserflugzeuge mit der illustren Klientel aus und kurz darauf auch die regelmäßigen Flüge von „Airkenya“ aus der Hauptstadt Nairobi.

Vor ein paar Jahren kam noch einmal ein älterer Herr vorbei, stellte sich als Mr Cornwell vor, blieb zwei Tage und trank mit dem Inhaber des Clubs, Wolfgang Deschler, ein paar Biere. Unter seinem Pseudonym John Le Carré schrieb er wenig später ein Buch mit dem Titel „Der ewige Gärtner“ und setzte darin dem Hotelbesitzer („mit starkem deutschen Akzent“) und seiner Oase inmitten der „ausgedörrten Mondlandschaft am Turkana-See“ ein launiges Denkmal. Das Gastland kommt ansonsten nicht besonders gut weg bei dem Bestsellerautor: „das gefährliche, im Verfall begriffene, ausgeplünderte, bankrotte, einstmals britische Kenia“.

Sonst ist der Oasis Club meistens verweist, und Deschler hängt am Funkgerät, der einzigen Verbindung mit der Zivilisation. Er hofft auf bessere Zeiten. Doch es sieht nicht so aus, als würden die schnell zurückkehren. In den Geröllwüsten Nordkenias tobt ein Krieg um die knapper werdenden Ressourcen, um Wasser und Weideland. Kaum ein Tag vergeht, an dem sich Banden von Viehdieben hier keine Schießerei mit rivalisierenden Stämmen liefern, und so wagen sich fast nur noch Lebendmüde hier hinauf – ein paar Missionare, Entwicklungshelfer oder Paläontologen, die im nahe gelegenen Koobi Fora nach den Ursprüngen der Menschheit suchen. Allein 2005 haben Stammeskämpfe zwischen Gabra, Turkana, Samburu und Pokot Hunderte Menschenleben gekostet, und 2006 sah es nicht viel besser aus. Hunderttausende Schußwaffen, die aus den Nachbarländern Uganda, Sudan, Äthiopien oder Somalia über die Grenze nach Kenia kommen, finden hier dankbare Abnehmer.

Anfang 2006 verschärft eine gnadenlose Trockenheit die Konflikte. „Die Dürre und die Lebensmittelkrise in Kenia sind so dramatisch, daß es zu Kämpfen der Rinderhirten untereinander kommt“, stellt die britische Hilfsorganisation Oxfam fest. In der Hauptstadt Nairobi treiben Massaihirten ihre Rinderherden gar in den Garten der präsidialen Residenz von Staatschef Mwai Kibaki, die Nationalparks Amboseli oder Tsavo werden von Tausenden Tieren genauso heimgesucht wie die weltbekannte Massai Mara. In der Nähe von Mandera werden so viele Hilfskonvois von bewaffneten Gangstern geplündert, daß der „District Commissioner“ der örtlichen Polizei, Paul Chemetut, warnt: „Wir befürchten, daß Pastoralisten, die ihre Herden in der verheerenden Dürre verloren haben, ins Banditentum abdriften.“ Es sei dringend empfohlen, außerhalb der Stadt nur mit bewaffneter Eskorte herumzufahren. In Garissa nahe der somalischen Grenze kommt es immer wieder zu Schießereien an Wasserlöchern. Im Westen des Landes treiben über 3000 Stammesangehörige der Pokot ihre Herden kurzerhand nach Uganda, wo sie noch unberührtes Weideland wännen. Dutzende oder gar Hunderte Menschen verhungern nach Angaben der Hilfswerke und der kenianischen Regierung.

Um internationale Aufmerksamkeit auf die Krise zu lenken, hat Kenias ansonsten phlegmatischer Präsident Kibaki sogar den Notstand ausgerufen und um Lebensmittelhilfe gebeten.

Was ist da bloß los in Kenia?

Warum eskaliert im Winter 2005 die Gewalt?

Als der schwäbische Aussteiger Deschler 1980 den Oasis Club übernahm, lebten in Loyangalani rund 500 Menschen.

Das Land ist nicht besonders fruchtbar dort oben am Turkana-See, der einmal Lake Rudolf hieß, die Lebensbedingungen sind harsch. Wilde Turkana leben hier und Gabra und Rendille und noch ein paar andere Stämme, Viehzüchter zumeist, die jahrhundertlang Kamele durch die Chalbi- oder Kaisut-Halbwüste trieben. In den siebziger Jahren jedoch begannen die kenianische Regierung und christliche Missionare die Nomaden sesshaft zu machen. Seitdem sollen schätzungsweise 80 Prozent der Rendille in festen Behausungen leben. Sie treiben nun keine Kamele mehr von Wasserloch zu Wasserloch, sondern züchten Ziegen und Rinder, die weitaus schlechter an die Bedingungen angepaßt sind, aber auf dem Markt einen höheren Preis erzielen.

Rinder und Ziegen benötigen zudem, wie man sich denken kann, sehr viel mehr Wasser als Kamele. Und die Rinder und Ziegen sesshafter Menschen haben einen weitaus engeren Weideradius als herumziehende Kamele. Kein Wunder also, daß die Probleme in der Region seit den siebziger Jahren kontinuierlich steigen. „Die Sesshaftmachung der traditionell nomadischen Bevölkerung in den semiariden und ariden Gebieten Kenias, eine nicht entwickelte Infrastruktur, die hoch sensiblen Ökosysteme und die Bevölkerungszunahme führten zu einem eingeschränkten Lebensraum der Nomaden und Halbnomaden, in dem keine ausreichende Versorgung möglich ist“, weiß die deutsche Umweltwissenschaftlerin Kristin Peters.

In Loyangalani leben heute nicht mehr 500 Menschen, sondern rund 15 000, also fünfundzwanzig mal so viel; die wenigsten haben ein Arbeit; größter Unternehmer vor Ort ist noch der Deutsche vom See mit seinen 25 Angestellten. Nur regelmäßige Nahrungsmittellieferungen des Uno-Welternährungsprogramms, das schon in normalen Jahren in Kenia mehr Lebensmittel verteilt als im riesigen Südsudan, sorgen dafür, daß die Menschen hier im lebensfeindlichen Norden Kenias nicht verhungern oder in andere, fruchtbarere Landesteile abwandern.

(Um eine Vorstellung zu bekommen: In Darfur, einem in weiten Teilen ähnlich kargen Gebiet im Westen des Sudans, das ungefähr die Größe Frankreichs hat, soll sich die Zahl der Bewohner zwischen den 1870er Jahren und heute gerade einmal verdoppelt haben. Der deutsche Reisende Gustav Nachtigal schätzte damals die Bevölkerung Darfurs auf rund dreieinhalb Millionen Einwohner, während sie heute auf sechs bis sieben Millionen geschätzt wird.)

Die gutgemeinte Hilfe für die seit Ewigkeiten hier den harten Umweltbedingungen trotzen Kenianern hat also einen tödlichen Kreislauf in Gang gesetzt: Je mehr Menschen in dieser gottverlassenen Ödnis hausen, desto mehr Vieh grasst die Gegend ab, desto mehr Lebensmittel müssen hochgefahren oder -geflogen werden. Arbeit gibt es kaum, und es wird immer weniger Arbeit geben, und zu essen wird es auch immer weniger geben.

„Die Ausbreitung der Wüste in ehemaliges Weideland aufgrund der Abholzung von Wäldern, die Verdrängung von Waldflächen zugunsten der Subsistenzwirtschaft, Überweidung und der Verlust der Biodiversität und der Ackerflächen bedrohen den gesamten Kontinent“, weiß natürlich auch die kenianische Umweltaktivistin und Friedensnobelpreisträgerin Wangari Maathai.

Wie ein heimtückischer Virus fällt die Hilfe über den von ihr befallenen Patienten her. Am Anfang produziert sie eine völlig künstliche Überbevölkerung in einer der lebensfeindlichsten Gegenden des Landes. Dann zerstört

sie die Natur und beraubt die Menschen damit ihrer Lebensgrundlage. Danach macht sie sie zu Bettlern. Sie greift ihr Selbstwertgefühl an und ersetzt es durch den Glauben an die eigene Unzulänglichkeit und die Abhängigkeit vom weißen Mann. Wenn eine Dürre die Lage verschärft, gibt es Mord und Totschlag und den Ruf nach noch mehr Hilfe.

Wer seine sieben Sinne beisammen hat, weiß, daß nur eine radikale Abkehr von diesem Kurs eine Katastrophe abwenden kann.

Warum soll das nicht auch möglich sein?

Warum muß die Uno den Irrsinn denn bis in alle Zeiten fortführen?

Warum sollte einem rinderzüchtenden Halbnomaden aus der nordkenianischen Wüste nicht eine Änderung seiner umweltschädlichen Lebensgewohnheiten zuzumuten sein?

Es steht ja nirgends geschrieben, daß er bis in alle Ewigkeit massenhaft Grasvernichter züchten muß. Und es steht nirgends geschrieben, daß die Vereinten Nationen gegründet wurden, um ganze Völker zu Almosenempfängern zu degradieren.

Mehr Menschen, mehr Tiere, mehr Wüste – das muß kollabieren. Diese Klippschullogik müßte auch das Welternährungsprogramm der Uno längst begriffen haben, doch es macht weiter wie gehabt – mindestens ahnend, daß es damit die Probleme nicht löst, die es selbst geschaffen hat; nicht einmal verringert; sondern, im Gegenteil, nach Kräften potenziert. Es ist eine grausame Menschenliebe, die da praktiziert wird. „Die Menschen hungern nur noch herum und warten auf die Lebensmittellieferungen aus Nairobi“, hat Wolfgang Deschler beobachtet. Jeden Tag, wenn er mit seinem Geländewagen hinunter ins Dorf fährt, um einzukaufen, muß er sich an Trauben von Menschen vorbeiquälen, die stundenlang teilnahmslos im Schatten dürerer Akazien ausharren. So wird tödliche Lethargie erzeugt, „und außerdem“, meint Deschler, „gehen auf diese Weise traditionelle Überlebensstrategien verloren. Die Gegend besteht fast nur noch aus Almosenempfängern, die schon kaum noch wissen, wie man einen Brunnen gräbt oder einen Acker bestellt“.

Bestätigt werden Deschlers Beobachtungen vom Schweizer Biologen Hans Herren, der viele Jahre das Forschungsinstitut Icipe in Kenia geleitet hat. „Der Norden Kenias ist hoffnungslos übersiedelt, und diese Überbevölkerung ist das Resultat jahrelanger westlicher Hilfslieferungen in Gegenden, die gar nicht das Potential haben, so viele Menschen zu ernähren.“

Auch die Afrikaner haben das Problem mit ihren furchtbaren Helfern bisweilen schon erkannt. „Es gibt immer mehr Menschen und immer weniger Wasser“, klagt der ehemalige „Health Commissioner“ der Region, Musa Okola, 56: „Und auch die Wüste wächst.“ Insbesondere die permanenten Nahrungsmittellieferungen macht er für die dramatische Verschärfung der Probleme verantwortlich. „Früher haben die Menschen in Notzeiten ihr Vieh geschlachtet, um satt zu werden“, staunt er, „seit das Welternährungsprogramm uns füttert, tut das kaum noch jemand. Alle warten nur noch auf die nächste Lieferung. Dabei müßte die Lösung der Probleme von uns selbst kommen.“ Daß es gerade so nicht weitergeht, weiß er natürlich auch: „Wer ist denn auch so dumm, seine Kühe zu schlachten, um sie zu essen, wenn es nur eine Frage der Zeit ist, bis der weiße Mann kommt und Nahrung bringt?“

Zumal dieser seine üppigen Nahrungsmittellieferungen ja auch noch gratis mit einem fragwürdigen Überbau versieht. Wir haben euch jahrelang ausgebeutet und kolonialisiert, sagt er, nun tun wir Buße und helfen euch. Erst recht, wo eure Böden ausgelaugt sind, und es mal zu viel regnet und mal zu viel die Sonne scheint, und ihr mal an Über- und mal an Unterbevölkerung leidet und mal an Landesgrenzen, die ihr offensichtlich gar nicht haben, aber auch nicht ändern wollt und eure Demokratien ja kaum Zeit hatten, sich zu entfalten, während wir Europäer dazu ein paar hundert Jahre Zeit hatten – als hätte es Afrika damals, als in Europa auf irgend eine mysteriöse Art und Weise die Demokratie entstand, noch gar nicht gegeben.

„Die Afrikaner sind die einzigen Menschen auf der Welt, die noch meinen, daß sich andere als sie selbst um ihre Entwicklung kümmern müssen“, klagt die Ökonomin Axelle Kabou aus Kamerun, nicht ohne den zornigen Zusatz: „Sie sollen endlich erwachen.“

Unten im Dorf Loyangalani haben sich wieder einmal lange Schlangen vor der Verteilstation gebildet, reißfeste Säcke mit dem Aufdruck des Kinderhilfswerks Unicef sind angekommen. „Alle zwei, drei Tage kommen die Lieferungen jetzt“, freut sich Ltanywa Ltarakino, der die Ausgabe überwacht. Geschickt balancieren Samburufrauen in ihren traditionellen rotblauen Umhängen, mit Irokesenfrisuren und weitausgeschnittenen, tief herunter hängenden Ohrläppchen Kisten mit Pflanzenöl und Säcke mit Mais und getrockneten Bohnen auf den Köpfen.

Auf die Wohltaten ist Ltarakino sichtlich stolz, „20 000 Menschen ernähren wir hier jetzt kostenlos“, strahlt er. Er ist umringt von einer guten Hundertschaft Bedürftiger, die den ganzen Tag bereits in der Hitze vor sich hinbrüten und hindämmern. Die Ankunft der Lastwagen ist eine willkommene Abwechslung in ihrem monotonen Alltag.

Dabei müßten sie eigentlich damit beginnen, ihr Vieh zu schlachten. Das Fleisch könnte die hungernden Menschen ernähren, zudem würden die Herden auf ein umweltverträgliches Maß geschrumpft. Denn die Überweidung ist längst eines der größten Probleme der Region, der Rinderwahn hat katastrophale ökologische Folgen gezeitigt. „Sind beispielsweise die Rinderherden der Bauern zu groß“, berichtet das Magazin „Geoscience“, „werden Gebiete rund um die Siedlungen zu stark abgeweidet, so daß die Vegetation sich nicht mehr erholen kann. Auf diese Weise gingen bisher vor allem in Ostafrika und im Sahel 680 Millionen Hektar Land verloren.“

Jemand, der sich täglich ein Bild von diesem Desaster machen kann, ist der katholische deutsche Missionar Hubert Mößmer aus der Diözese Marsabit. Seit zehn Jahren lebt er in North Horr, am Rande der Chalbi-Wüste. Daß in Kenia jetzt Menschen verhungern sollen, will der Geistliche nicht hinnehmen. „Die letzten Jahre hatten wir hier viel Regen, deshalb sind überall die Viehherden gewachsen“, sagt Mößmer. Herden, die früher aus 200 Tieren bestanden hätten, bestünden heute aus 600 Tieren – „der reinste Irrsinn, die Tiere fressen alles kahl, die fressen noch die letzten Wurzeln.“

Natürlich ist das Problem längst erkannt, sind die Auswirkungen dieses Irrsinns in jenem breiten Gürtel südlich der Sahara, der sich von der Danakilsenke im Osten des Kontinents über den Tschad und Niger bis nach Mauretanien zieht, zu besichtigen. Doch statt endlich konsequent durch eine Einstellung der Hilfe dem schrecklichen Trend entgegenzusteuern, wird das genaue Gegenteil getan und immer weiter an den Symptomen herumgedoktert: Brunnen gegraben, Lebensmittel verteilt, in Workshops und Brainstormings die Zeit totgeschlagen – ein tödlicher Cocktail angerührt.

„Entwicklungshilfe schadet allen, denen sie angeblich nützen soll, ganzen Ländern wie einzelnen Betroffenen. Sie muß deshalb sofort beendet werden. Ohne Entwicklungshilfe ginge es den Menschen in den Ländern der Dritten Welt besser“ – zu diesem ernüchternden Fazit kam Brigitte Erler, SPD-Bundestagsabgeordnete und Referentin im Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit, nach einer Bangladeschreise. Nachdem sie sah, was sie und ihre Kollegen jahrelang angerichtet hatten, kündigte sie ihren hochbezahlten Job fristlos. Mit dem „Entwicklungshilfe-Jet-Set“, der „unter dem Deckmantel der Mildtätigkeit Hunger produziert“, wollte sie nichts mehr zu tun haben. Doch die couragierte Frau ist eine Ausnahme.

Und so ist in North Horr wieder einmal Panik unter den einheimischen Krämern ausgebrochen. Schon Tage, bevor das World Food Programme damit begann, Flugzeuge loszuschicken, um die Menschen dort oben zu füttern, hatte sich die Hiobsbotschaft zu den Händlern herumgesprochen. Mößmer: „Plötzlich wurde unsere Missionsstation geradezu belagert. Alle wollten ihre Lebensmittel verscherbeln, bevor die Lebensmittelhilfe alle Preise kaputt macht. Wenn das WFP kommt, gehen die Händler pleite, das ist doch logisch.“

Eine Möglichkeit, an ihren Tieren derzeit sonderlich etwas zu verdienen, haben die Züchter in der Halbwüste jetzt kaum noch, denn für die Ziegen gibt es wegen des Überangebots kaum einen Markt. Statt 1000 Kenya-Shilling (rund 10 Euro) wie sonst, bekommen sie derzeit gerade einmal 200 Kenya-Shilling. Und die 500 Kilometer Buckelpiste nach Nairobi sind für sie kaum zu bewältigen.

Ironischerweise hat der Westen des Landes zur Zeit des Hungers im Norden Rekordmengen eingefahren. Das ist nicht unbedingt ein Wunder. Hier liegt der riesige Viktoriasee, ein Meer aus Süßwasser. Hier liegen Regenwälder. Hier wächst und gedeiht alles. Der Westen Kenias ist ein gigantisches Treibhaus. Doch am Viktoriasee vergammelt der Mais in den Silos, denn der Verkauf lohnt sich nicht, solange die Entwicklungshelfer Maisüberschüsse aus den USA verschenken. So ist es allemal günstiger, das Getreide verrotten zu lassen, als es über verkommene Straßen Hunderte von Kilometern nach Norden zu karren und dann weit unter Wert zu verhöckern. Erwartungsgemäß enttäuscht wurden auch einige Produzenten, die sich leichtsinnigerweise auf einen Deal mit der kenianischen Regierung eingelassen hatten. Sie wurden nicht mit Bargeld bezahlt, sondern mit wertlosen Papieren.

In Loiyangalani neigt sich der Tag dem Ende zu. Der Generator brummt, die Sonne versinkt blutrot hinter dem See. Nur die Staubfahnen der Hilfslaster wirbeln über die Schotterpiste. Manchmal hebt Deschler sein Whiskeyglas und prostet ihnen zu. „Verrückte Hilfe“, murmelt er dann. Ändern kann er ja doch nichts. Und im Sudan ist es noch schlimmer.

Weil die Ausländer – allzu dankbar über eine Fernreise und die Gelegenheit, den Kolonialismus abarbeiten zu

können – längst vom Straßen- bis zum Brunnenbau alles an sich gerissen haben und die Produkte europäischer oder amerikanischer Ackerbauern oder Fischer unters sudanesischen Volk bringen, hat dieses zunächst erst einmal wenig Grund, sein Hobby, die Rinderzucht, für eine Weile ruhen zu lassen, sich statt dessen produktiveren Tätigkeiten zu widmen und eventuell auch von der Verachtung für Ackerbau oder Fischfang abzulassen.

Im Februar 2007 werden auf der Internetseite der Organisation „Gurtong Peace Trust“ allein für den Südsudan 203 verschiedene Nichtregierungsorganisationen aufgelistet: 61 internationale und 142 nationale, die als lokale Partner der ausländischen Finanziere dienen.

„Mittelabflußdruck“ ist der Fachausdruck für von irgendwem bewilligtes Geld, das unter die Leute muß, auch wenn unklar ist, wofür eigentlich.

Auf der Liste findet sich von Veterinären (Veterinaires sans frontier Switzerland) über Hufschmiede (Wodrans) bis zu Brunnenbauern (Operation save Innocents Lives) alles, was das Herz begehrt. Die Liste ist so etwas wie „Gelbe Seiten Südsudan“, nur daß hier keiner nach marktwirtschaftlichen Gesetzen arbeiten muß, sondern in der Regel Fördergelder aus dem Ausland verpulvert und sich die Evaluierungsberichte nachher selber schreibt. Natürlich läßt sich ohne den Druck des Markts vortrefflich herumhantieren, solange das Geld reicht, und wenn es ausgeht, dann bittet man eben um mehr, und wenn man nicht mehr bekommen sollte, macht man eben eine neue NGO auf, die sich mehr an den aktuellen Leidenschaften der europäischen Geber orientiert, Genderpolitik zum Beispiel. Die Sudanesen sind ohnehin nur Statisten in diesem gewaltigen Hilfs-Spiel, und deshalb heben sie sich auch gar nicht erst den Anschein, als hätten sie mit dem Aufbau ihres Landes auch nur entfernt etwas zu tun.

Es ist natürlich eine Tragödie. Ähnlich wie in Kenia würde auch hier alles gedeihen – wo sich der Nil durch das Land „wie eine heilige Schlange altägyptischer Gottheiten windet“, wie der sudanese Schriftsteller Tadjib Salich schreibt: „ein sattgetrunkenes, glattes Land“ mit „fruchtbarem, endlich gelabtem Boden“. Schon die Journalistin Bettina Gaus wunderte sich: „Im fruchtbaren Klima können Mais, Cassava, Bohnen und Bananen im Überfluß wachsen. Die Landschaft in West-Äquatoria wird von riesigen, dunkelgrünen Mangobäumen beherrscht. Über und über hängen sie voll mit den schweren, süßen Früchten.“

Statt dessen liegt selbst der Handel danieder, denn niemand kann etwas für einen vernünftigen Preis verkaufen, wenn es die gleiche Ware an der nächsten Ecke umsonst gibt. „Ein Kontinent, der zur Unabhängigkeit vor fünfzig Jahren mehr produzieren konnte, als er selbst verbrauchte, ist heute zum Großimporteur von Lebensmitteln geworden“, staunt die „Internationale Vereinigung der Gesellschaften des Roten Kreuzes und des Roten Halbmonds“ im Februar 2006.

Jahrhundertealtes Wissen, wie man mit einfachen Mitteln in der Wildnis überleben kann, ist längst verschüttet. Wer weiß noch, wie man selber einen Brunnen gräbt, der nicht sofort einstürzt, wenn diese Arbeit längst Fremde mit schwerem Gerät an sich gerissen haben?

„Die institutionalisierte Nahrungshilfe kaschiert die verfehlte Landwirtschaftspolitik nicht nur, sondern trägt auch dazu bei, daß sie weiterhin praktiziert wird. Sie befreit die herrschenden Eliten von dem notwendigen Druck, endlich eine Kurskorrektur vorzunehmen“, schrieb Walter Michler bereits vor fast zwanzig Jahren. An seiner Bestandsaufnahme hat sich nichts geändert. Am destruktiven Verhalten der Altruisten aber leider auch nicht.

Munter wird ein Tiefbrunnen nach dem nächsten gebohrt, um die wachsende Bevölkerung, die sich um die Verteilstationen der Helfer ansiedelt, versorgen zu können. Natürlich dienen die Brunnen auch als Viehtränke. Wanderwege der Nomaden werden auf diese Art und Weise geändert. Aber wer wandert schon noch umher, wenn es Wasser und Lebensmittel auch stationär gibt und noch ein paar Dollars zusätzlich, bloß weil man einen Kursus über die Gleichberechtigung der Frau oder Nachhaltige Entwicklung oder was sonst noch en vogue und politisch korrekt ist über sich ergehen läßt? Daß das Gegenteil von gut noch immer gut gemeint ist, bewahrheitet sich so täglich aufs Neue im Land der Wiederkäuer.

Ganz abgesehen davon, daß, wer einmal mit dem Brunnenbau in Afrika begann, gleich eine Beschäftigung fürs Leben gefunden hat. Mit den Brunnen verhält es sich nämlich ähnlich wie mit den Straßen. Wartung ist weithin eher unbeliebte Disziplin, und so ist die Lebenserwartung der meisten noblen Gaben, auch nie besonders hoch. Der amerikanische Journalist Lloyd Timberlake („Africa in Crisis“) weiß zu berichten, daß „von den 54 Bohrlöchern, die in Kenia seit 1969 gegraben wurden, 1979 nur noch vierzehn in Betrieb waren; in Botswana überhaupt nur vierzig Prozent der gegrabenen Bohrlöcher jemals funktionierten; im tansanischen Massailand die meisten der früher permanenten Wasserstellen entweder kaputt waren oder verstopft oder nur eingeschränkt

funktionstüchtig waren oder dringend Ersatzteile benötigten“.

„Die Bohrung von Tiefbrunnen und Impfkationen gegen Tierseuchen störten das Gleichgewicht zwischen Weideflächen und Wasserreserven“, schreibt der Politikwissenschaftler Franz Nuscheler in seinem „Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik“, „die großen Viehherden zertrampelten den Boden und grasten im großen Umkreis der Wasserstellen die Grasnarben. Die Ziegenherden erledigten den Rest, weil sie gegen die Winderosion schützende Büsche kahl fraßen. Wenn die nährstoffhaltige Oberschicht des Bodens der Sonne, dem Regen und dem Wind ausgesetzt sind, wird sie ausgewaschen, pulverisiert und vom Wind abgetragen.“ Es ist ein Musterbeispiel nachgerade mutwilliger Zerstörung. Ein Horrorszenario.

Das ist alles nachvollziehbar, selbst für den Laien, sollte man meinen. Doch statt nun endlich zur Vernunft zu kommen, legt das Afrikacorps der Philanthropen jetzt erst richtig los. Was mit dem gutgemeinten Bau eines Brunnens begann und schnell zu einer apokalyptischen Mondlandschaft führte, die, wie am Turkanasee, hoffnungslos überbevölkert ist, endet zu guter Letzt in der katastrophalen Forderung nach noch mehr Brunnen und noch mehr Entwicklungshilfe und noch mehr eingeflogenen Experten mit ihren Seminaren, Landcruisern und Walkie-talkies.

Wer es in der fragwürdigen Disziplin, Afrika durch Hilfe zu ruinieren, besonders dreist treibt, wie der Musiker Bob Geldof, der regelmäßig „säumige“ Regierungen schurigelt, darf sich am Ende auch noch Hoffnung auf den Friedensnobelpreis machen. Aber es natürlich nicht sein Geld, das er da zum Fenster hinauszuerwerfen beabsichtigt, und es ist auch nicht das Geld der „roten Heidi“, sondern es ist das Geld von Steuerzahlern. Und das ist schon eine Kuriosität: daß die Entwicklungshilfeministerin die einzige im Kabinett ist, deren Erfolg sich daran mißt, wieviel Geld sie jedes Jahr verplempert und nicht wieviel sie einspart. Und nur deshalb darf sie immerzu stolz verkünden, daß der „Umfang der Hilfe“ ständig steigt, und dazu wie ein Honigkuchenpferd strahlen, statt sich zu schämen und darüber nachzudenken, was sie anrichtet. „Die Mittel für die Entwicklungszusammenarbeit werden um mehr als 300 Mio. Euro (+ 7,8 %) aufgestockt“, teilt das Ministerium zum Beispiel am 22. Februar 2006 in einem nicht mehr nachzuvollziehenden Verschwenderstolz mit, „für das Haushaltsjahr 2006 stehen nunmehr 4,160 Mrd. Euro zur Verfügung. Der ebenfalls beschlossene Finanzplan sieht für die Zeit von 2005 bis 2009 weitere deutliche Wachstumsschritte pro Jahr vor.“ Damit habe die Bundesregierung ein „klares Bekenntnis zum Kampf gegen die Armut in der Welt abgegeben“, meint das Ministerium und droht, das Geld „insbesondere für Afrika“ einzusetzen.

Der einzige Schönheitsfehler dieses mutigen Bekenntnisses ist, daß es Afrika so viel nutzt wie Lichterketten, Fernsehgalas oder eine gemeinsame Aktion von „Stern“, „ARD Buffet“ und „Robinson-Club“, die für ausgehungerte Afrikaner ein Gelage „auf Kreta, mit der blauen Ägäis im Hintergrund“ („Stern“) organisierten und dort mit Vertretern der deutschen Spaßgesellschaft so lange Delikatessen in sich hineinschaufelten, bis einigen schlecht wurde: „Am einen Ende der Skala stand gelassen lächelnd Sven Ottke, dem seine Frau bisher gerade einmal das Nudelkochen beibringen konnte; am anderen Max Tidof, der einen großen Steinbutt routiniert zu filetieren wußte. Herbert Knaup lernte schnell, allerdings schwer atmend, Hummer zu zerlegen. Suzanne von Borsody war mit Spargelschälen lachhaft unterfordert“ und Nina Ruge pantschte mit Rhabarber herum „als sei sie Star in einem Splatter-Film und erklärte das Ergebnis schlicht zu Kunst“, was die kunstsinnigen Afrikaner unter den Fernsehzuschauern sicher gefreut haben dürfte.

Aus der Bilanz dieses unkonventionellen Entwicklungshilfeprojekts: Terrine von Spargel, Lachs und Erbsen mit gerührtem Eigelb, gedämpfter Steinbutt mit frischen Morcheln und jungem Spinat, Hummer am Zitronengrasspieß im Safransud und mit Gemüseperlen, gefüllte Perlhuhnbrust mit Kartoffel-Bärlauch-Püree, Rhabarbervariationen mit drei Saucen.

Guten Appetit.

<http://www.gbakenya.com/newsdetail.asp?newsid=31>